

Die versalzene Suppe

Zum aktuellen Streit zwischen Hans Dieter Kittsteiner
und Hans-Ulrich Wehler aus der Perspektive eines jungen Historikers

Dass die Altvorderen mit der Autorität der Erfahrung und dem Gewicht der jahrelangen Professionalität in die Auseinandersetzungen um die Zukunft ihrer Wissenschaft eingreifen und mit Engagement für ihre Positionen zu streiten wissen, gehört zu dem erfrischenden Wellengang eines normalerweise rationalen und methodengeleiteten Forschungsprozesses. Zuspitzungen und Überblendungen, Polemik und Ironie sind dann das Salz in der Suppe der Vernunft, die nicht mehr die Fadheit des Ungewürzten an sich hat, sondern den Geschmack ihrer Zutaten überhaupt erst entfalten kann. In solchen Momenten schmeckt die Wissenschaft wieder nach Leben, Emotionen pulsieren durch die Texte, es wird 'Klartext' geredet für Studenten, Kollegen und das interessierte Lesepublikum ... aber man kann eine Suppe auch versalzen.

Der anschwellende Streit zwischen den Befürwortern einer neuen Kulturgeschichte und den Vertretern der etablierteren Sozialgeschichte hat in der deutschen Geschichtswissenschaft einen traurigen Höhepunkt erreicht: Traurig, weil die Produktivität von kontrovers geführten Debatten in die Agonie von Freund-Feind-Beziehungen umgeschlagen ist; Höhepunkt, weil diese Art des Streitens in ihrer Irrationalität für am Thema interessierte Historiker nicht mehr zu überbieten ist. Die Jugend schüttelt den Kopf darüber, wie die Alten sich zerfleischen, dieselben Alten übrigens, die im Licht der Aufklärung das Argument des Gegners immer erst stark machen wollten, bevor sie es kritisierten. Aber davon kann im Machtkampf zwischen Professor Hans Dieter Kittsteiner und Emeritus Hans-Ulrich Wehler keine Rede mehr sein. In der Arena des „Rechtshistorischen Journals“ haben sich beide im letzten Jahr – anfänglich eher unbemerkt – den Kampf angesagt. Jetzt, im Frühling 2000, ist diese harte Auseinandersetzung in einem Buch über den Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft noch einmal

veröffentlicht worden,¹ jedoch ohne etwas an den Beiträgen der Kontrahenten zu verändern. „Im Winde klirren die Fahnen“ (Hölderlin).

Als junger Historiker möchte ich mit den folgenden Gedanken nicht in die Debatte über den konzeptionellen Stellenwert der Kulturgeschichte eingreifen, schon gar nicht im Anschluss an den Kommunikationsbruch zwischen Wehler und Kittsteiner. Vielmehr sollen zwei Probleme pointiert werden, die sich in der gegenseitigen Gesprächsverweigerung der Kämpfer aufgetan haben. Das erste Problem betrifft die unausgesprochene Bedeutung von Emotionalität als unhinterfragtes und unbesprochenes Geheimnis der Geschichtswissenschaft: Wie soll man als Historiker mit seinen Gefühlen vernünftig umgehen? Mit den Abneigungen und Vorlieben der historischen Perspektive? Dass in diesem Kontext kein irgendwie geartetes Plädoyer für Irrationalität oder gar Betroffenheit angelegt ist, sondern dass solche Fragen auf das reflektierte Verständnis der Grenzen von Theoretisierung zielen, scheint mir gerade mit Blick auf die misslungene Kommunikation zwischen Kittsteiner und Wehler besonders signifikant zu sein. Denn die dort explodierte Irrationalität verstellt ja gerade den Blick auf die Bedeutung und Funktion von historischer Theoriebildung. Der zweite Problembereich lässt sich daran anschließend zu der Frage zuspitzen, was Theorie im Kontext der Geschichtswissenschaft überhaupt leisten soll, und zwar unabhängig von den Worthülsen der berühmten Namen oder großen Entwürfe, die sich Kittsteiner und Wehler an den Kopf werfen. Aber was ging da überhaupt vor sich oder besser gesagt: daneben?

Heinz Dieter Kittsteiner entfaltet in seinem Aufsatz „Die Krisis der Historiker-Zunft“² den Konflikt zwischen Kultur- und Sozialgeschichte auf der Folie von Wehlers Essayband „Die Herausforderung der Kulturgeschichte“ (1998). Dabei verknüpft er seine Kritik an diesem Buch mit einem Plädoyer für geschichtsphilosophisches Denken und einer Bewertung der von ihm diagnostizierten Krise. Die Geschichtswissenschaft sei seit ihrer Professionalisierung im 19. Jahrhundert theorie- und reflexionsfrei geworden, da die großen geschichtsphilosophischen Entwürfe aus dem Fragehorizont des Forschungsprozesses vertrieben worden seien. Die Konsequenzen, die sich

¹ KIESOW, RAINER MARIA/SIMON, DIETER (Hrsg.): *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt/New York 2000.

² Ebd., S. 71–86.

aus dieser Verdrängungsbewegung ergeben hätten, verortet Kittsteiner in letztlich zwei Krisen: einer theoretischen und einer existentiellen. Die theoretische Krise bestünde in dem Eindringen 'geschichtsfremder' Theorien, die die Historiker in ihrem Handwerk verunsicherten und ihr Terrain quasi-parasitär infiltrierten. Das sei die Rache für die Vernachlässigung geschichtsphilosophischer Reflexionen, der Rückschlag für die Abstinenz von Theorie. Die zweite Krise, die existentielle, ist für Kittsteiner aber die eigentliche Krise, für die das beschriebene Reflexionsdefizit nur eine Bedingung darstellt. Dadurch nämlich, dass Historiker nicht mehr kritisch seien und ihr begriffliches Instrumentarium nicht selbstreflexiv auf den von ihnen gewählten Standpunkt beziehen könnten, würden sie dem politischen Machtkampf ausgeliefert, was sie oft zu Legitimationsgehilfen der Mächtigen degradiere. Beispiele seien dafür die aktuellen Diskussionen über die Beteiligung berühmter deutscher Historiker (Theodor Schieder, Werner Conze, Otto Brunner) im Nationalsozialismus, deren Abgründe, Verirrungen und Unaufrichtigkeiten man nur mit einem kulturwissenschaftlich-geschichtsphilosophisch verorteten Konzept verstehen und kritisieren könne. Und auch die gegenwärtige Geschichtswissenschaft brauche dieses selbstkritische Reflexionspotential, um gleichzeitig dem Dilemma der Theorielosigkeit zu entgehen und ihren politischen Horizont zu erweitern.

Die mit dieser weitläufigen Argumentation verbundene Kritik an Wehler und der Sozialgeschichte durchzieht Kittsteiners Text. Wehler ist nicht nur der Aufhänger für den vorgebrachten Gedankengang, sondern er steht im Zentrum der Kritik: als Gralshüter der modernen Geschichtsschreibung, als Inquisitor philosophischer Köpfe wie Foucault und Nietzsche, und nicht zuletzt als Schüler der unter Verdacht geratenen Historiker des Nationalsozialismus. Dabei ironisiert Kittsteiner Wehlers Autorität als Historiker, insoweit er dessen Interpretationen Foucaults, Nietzsches und Webers destruiert und selber als fehlgeleiteten Machtwillen vorführen will. Weil Wehler nicht verstehe, dass sowohl die Kulturgeschichte als auch die Geschichtsphilosophie ihren produktiven Platz in der Geschichtswissenschaft haben müssen, blieben ihm wesentliche Einsichten in deren Krise verschlossen.

Wie nicht anders zu erwarten, reagierte Hans-Ulrich Wehler prompt. In „Die Hybris der Geschichtsphilosophie“³ erzählt der Sozialhistoriker eine

³ Ebd., S. 119–127.

andere Geschichte der Geschichtswissenschaft und sieht überhaupt keinen Bedarf an geschichtsphilosophischem Denken. Die Geschichtswissenschaft sei sich sehr wohl über die Standortbedingtheit ihrer Arbeit bewußt. Sie habe schon lange ein theoretisches und selbstreflexives Potential entwickelt und brauche keine Geschichtsphilosophie à la Hegel und Marx für ihre Forschung, Foucault und Nietzsche schon gar nicht. Die Problematik der Wertideen, die den einzelnen Historiker leiten, sei nicht der wesentliche Gegenstand der geforderten Selbstreflexion, weil sie nicht mit wissenschaftsimmanenten Maßstäben geklärt werden könne. Vielmehr garantieren die Pluralität und der Widerstreit der schon bestehenden Theorievielfalt einen hohen Grad an Selbstreflexivität und Widerstandskraft gegenüber ideologischen Konstrukten. Die Verstrickungen der Historiker im Nationalsozialismus lassen sich für Wehler erklären, ohne dabei auf geschichtsphilosophische Theoreme zurückgreifen zu müssen. Aber diesen ganzen Kontext, ja die Forschungsrealität der gegenwärtigen deutschen Historiographie selber, habe Kittsteiner gar nicht bemerkt, so dass dessen Vorstoß ins Leere laufe. Das vermeintlich avanciertere Konzept der Kulturgeschichte müsse seine Erklärungskraft gegenüber den Arbeiten der Sozialgeschichte erst noch unter Beweis stellen, dann könne man weitersehen.

Nun wäre eine solche Debatte des praktizierenden Aneinandervorbeireidens nicht weiter aufregend, vielleicht sogar anregend. Die 'Missverständnisse' könnten eine produktive Verarbeitung der Sackgassen nach sich ziehen. Da jedoch beide Professoren ihren theoretischen Gegenstand durch ihre Textstrategien und Bilder emotional panzern und ihren jeweiligen Gegner zum feindlichen Pappkameraden herunterstilisieren, versickert die geschichtstheoretische Problematik im Schlamm der Schlacht. Die Emotionalität des historischen Standpunktes, über die man vernünftig nachdenken könnte, wird in dem Streit hintergangen. So bleibt das Verhältnis von Argument und Gefühl rein strategisch.

Kittsteiners Argumentation ist in ihrer kommentierenden Verfahrensweise stark ironisierend und karikiert Wehler als macht- und ordnungsbesessenen Wächter der „Zunft“, der auf den „Stallgeruch“ der Geschichtswissenschaft achte und den Träumern der Kulturgeschichte die „Flügel“ beschneiden bzw. die „philosophischen Flausen“ austreiben wolle. Das Geschäft des Wächters, so die Suggestion des Textes, sei eben die Zähmung. Der Leser spürt, dass Kittsteiner seinen älteren Kollegen aushebeln will. Durch

seinen Text pulsiert das Verlangen danach, Wehler genau dessen zu überführen, was dieser vehement an seinen Gegnern kritisiert: ihren Machtwillen. Gesteigert und zugespitzt wird diese Demaskierung in einem versteckten argumentum ad personam – einer Breitseite gegen die persönlichen Verbindungen des anderen. Indem Kittsteiner die existenzielle Krise der Geschichtswissenschaft sowohl an dessen Lehrer Theodor Schieder seziert als auch an Wehlers positiv bilanzierendem Umgang mit Schieders NS-Vergangenheit, soll die allgemeine Krise dem Sozialhistoriker besonders weh tun. Die konnotative Textstrategie Kittsteiners ist die Geste desjenigen, der gerne in die Wunden sticht, wenn er meint, den Gegner theoretisch schon kassiert zu haben. Argumentativ und emotional kann das nicht überzeugen. An einigen Stellen der kittsteinerschen Kritik wird Wehler aber auch lobend erwähnt, so als innovativer Historiker und aufrechter Diskursteilnehmer. Kittsteiner zeigt dann ein wohlthuendes Grenzbewusstsein des Respekts und der Distanz gegenüber dem Gegner.

Bei Hans-Ulrich Wehler sind solche Nuancen jedoch vollkommen aufgegeben worden. Seine emotionalisierende Textstrategie ist ein einziger Schmerz. Dass Foucault als „kryptonormativistischer ‘Rattenfänger’ für die postmoderne Denkverwilderung“ (neben anderen biographischen Sünden) verdammt wird, ist schon eine äußerst fragwürdige Stigmatisierung, die sich durch Abneigung und Unsicherheit auszeichnet. Dass jedoch der jüngere Kollege Kittsteiner als unwissender „Banause“ aus dem „Irrgarten seines Philosophierens“ auf die „Reise in den Illusionstempel der Vergangenheit“ geschickt wird, läßt sich wirklich nur noch als Gestus der Machtverteidigung interpretieren. Gäbe es eine Inquisition der Geschichtswissenschaft, dann wäre Hans-Ulrich Wehler ihr ‘aufgeklärter’ Vollstrecker. Gnadenlos reiht er negative Bildbrocken aneinander, die in ihrer assoziativ-emotionalisierenden Tendenz keine Fragen mehr offen lassen. Kittsteiner „moniere“ das Selbstverständliche und „privilegiere“ das Anachronistische; er habe einen „Horror“ vor der strengen Geschichtswissenschaft und versuche die Kulturgeschichte „modisch schick zu drapieren“; sein Appell für die Geschichtsphilosophie sei „ein Musterbeispiel dogmatischer Einführung“, wie sein Text im Ganzen „eine wüste Mischung“. Was Kittsteiners „Sottisen“ antreibe, sei „tiefsitzende Enttäuschung“, „diffuse Nostalgie“ und „aktivistisches Pathos“, aber: „Kein an seinen realhistorischen Problemen arbeitender Historiker wird auf die geschichtsphilosophische Erleuchtung

warten wollen [...]“. Wehler will nicht in Wunden bohren, er verfolgt eher das Motiv des ‘die hard’. Auf der ganzen Linie seiner mitlaufenden Argumentation schwingt ‘Nietzsches Hammer’ über dem Gegner, aber – im Gegensatz zu Nietzsche – ohne etwas zum Klingen zu bringen. Was übrigbleibt, sind Scherben. Es geht hier nicht mehr um das ‘Salz in der Suppe’, um Polemik oder kitzelnde Provokation. Nein, Wehler will seinen ungeliebten Feind ins wissenschaftliche Jenseits katapultieren, „pace H. D. K.“, da kann auch seine überhebliche Einladung zum konkreten Schlagabtausch in der „Community of Scholars“ nichts beschönigen. Nach Wehlers Ratio soll in den pluralistischen Gesellschaften zwar ein belebender Streit herrschen, seine Emotionen jedoch setzen dieser Pluralität harsch die Grenzen. Die fragwürdige Empörung macht alles gleich und selektiert aus der Vielheit, was der eigenen Gesinnung genehm ist.

Sicherlich wird es mannigfaltige biographische Erfahrungen und persönliche Gründe für die Kontrahenten geben, sich gegenseitig abzuspiesen. Für den jüngeren Historiker sprechen solche Zusammenhänge aber nur von der emotionalen Kurzatmigkeit derjenigen, die sich nichts mehr zu sagen haben. Die theoretische und emotionale Kraft zum neuen Anlauf auf die (vielleicht) alten Probleme wird in solch unreflektierten Gefühlen verbraucht und verstellt. Nicht nur das Wortgeklingel der großen Debatten schläfert diese Kraft ein, sondern auch der Instinkt der Alten, ihr vermeintliches ‘Recht-Behalten-Wollen’ durchsetzen zu müssen. Dabei verharren die Professoren grundsätzlich auf ihren betonierten Positionen, die beide so gut und so schlecht vorbringen, wie sie immer wieder auf ihre Überzeugungen selbst zurückkommen können: Ein Lehrstück übrigens darüber, wie Selbstreferenzialität funktioniert und dass sie langweilig ist. Der Leser lernt wenig über Geschichtstheorie, wohl aber, wie man diese los wird. Dazu einige abschließende Bemerkungen:

Die Theorie der Geschichte hat eine ambivalente Stellung zwischen (geschichtsphilosophischem) Denken und (sozialhistorischer) Methode. Kittsteiner jedoch überspitzt die philosophische Reflexion zur Geschichtstheorie, Wehler reduziert Theorie zum Methodenbewußtsein. Beides, so scheint mir, ist eine Totalisierung des jeweils eigenen historischen Interesses, aber nicht das Bemühen um die vielfältigen Aufgaben und Grenzen moderner Geschichtstheorie. Kittsteiners Theoriebegriff verliert insoweit den Bezug zur historiographischen Praxis und den damit verbundenen epistemologischen

Problemen. Wehlers Theoriebegriff dagegen ist objektfixiert und nimmt nur sozialwissenschaftliche Methodenfragen zur Kenntnis. Er bleibt zwar der Oberfläche selbstreflexiver Postulate immer auch verbunden, verliert aber den Bezug zur weitergehenden philosophischen bzw. erkenntniskritischen Selbstreflexion. Beide Professoren haben Recht, aber anders, als sie glauben. Während sich die Methoden in der Geschichtswissenschaft auf alle möglichen Gegenstände in der Vergangenheit richten können, bezieht sich das selbstreflexive, wenn man so will, 'geschichtsphilosophische' Denken auf den gegenwartsbezogenen Standpunkt des Historikers, seine Perspektiven und Werte. Die zwei Ebenen haben jeweils ihre Berechtigung und einen spezifischen Ort im geschichtstheoretischen Diskurs, alleine für sich genommen jedoch reichen sie nicht aus, um Geschichte theoretisch aufzufächern. Dazu gehört der konkrete Bezug zur Historiographie als wissenschaftliche und politisch-soziale Praxis mit einer eigenen Geschichte, denn erst dieser Bezug kann die isolierten Problembereiche der methodengeleiteten Objekttheorien und der philosophischen Selbstreflexion neu miteinander kombinieren. Theorie der Geschichte, das bedeutet dann unter anderem: 1. die selbstreflexive Beziehung von historiographischer Praxis und philosophischer Erkenntnistheorie; 2. die Ästhetik (sprachliche Form) der Historiographie selber oder schließlich 3. die Ermittlung eines geschichtstheoretischen Selbstverständnisses als 'Wissenschaft der Zeit'. Solche Optionen dürfen sich die Jüngeren nicht verstellen lassen, da es noch mehrere Felder für die Geschichtstheorie geben mag, die entdeckt oder in ihrer Problematik neu konstruiert werden müssen. So könnte z. B. der emotionale Bezug des historischen Standpunktes ein Objekt der theoretischen Neugierde werden, um die Grenzen der kommunikativen und hermeneutischen Bereitschaft von Historikern auszuleuchten. Denn den Streit über die Bedeutung von Subjektivität in der Geschichtswissenschaft sollten die jüngeren Historiker nicht den alten Streithähnen überlassen. Wo sich diese – wie auch immer ironisierend gebrochen – um die 'Historiker-Zunft' zanken, wenden sich die Jüngeren von dieser anachronistischen Selbstbeschreibung ab: Keine 'Zunft' ist mehr da.